



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Arjan Visser

DER
BLAUE VOGEL
KEHRT
ZURÜCK

Roman

Aus dem Niederländischen übersetzt
und mit Anmerkungen versehen
von Bettina Bach

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Verlag dankt der niederländischen Stiftung für Literatur
für die Förderung der Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit.



Deutsche Erstausgabe 2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Copyright: © 2012 Arjan Visser
First published in 2012 by De Arbeiderspers
Die niederländische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel ›Hotel Linda‹.

© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Die Zitate von Marc Aurel entstammen dem Titel ›Wege zu sich selbst.
Die Kunst des Lebens besteht mehr im Ringen als im Tanzen‹.

Kleine Bibliothek der Weltweisheit. München: dtv, 2006.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von

Fotos von Arcangel Images

Gesetzt aus der Minion 10/14,5'

Satz: Greiner und Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26002-2

Für Kees Biesheuvel

*But each day brings its petty dust
Our soon-choked souls to fill,
And we forget because we must
And not because we will.*

»Absence«, Matthew Arnold

Ich bin fast da.

Nur ein Schritt trennt mich noch von der Unendlichkeit. Im dunklen Blau lässt sich eine flaumige Wolkendecke erahnen. Darauf kann ich mich ausruhen, wenn ich müde bin von meinen Bahnen um die Erde, meiner frei schwebenden Weltkugel.

Allerdings müsste ich mich dafür noch von einer Gruppe Menschen losreißen: meinen Mitreisenden und der Flugzeugbesatzung, zusammen etwas über hundert Personen.

Ich könnte den Notausgang nehmen. Wer sich in seine Nähe setzt, muss versprechen, anderen im Bedarfsfall zu helfen. Na gut, dann helf mir mal. Danke fürs Mitnehmen. Hier will ich raus.

So nah bei den Sternen war ich noch nie. Wenn ihr mich gehen lasst, komme ich aus eigener Kraft noch höher hinauf. Höher, als ich in meinen Träumen je war.

Der Himmel wird immer heller. Der Mann auf dem Fensterplatz wendet sich mir zu. Er öffnet den Mund, klappt ihn wieder zu, rückt sein Kissen zurecht und zieht eine Plastikwand vor meine Aussicht.

Ein Miniatur-Flugzeug folgt einer gestrichelten Linie zum Wort »München«. Den Angaben unten im Bild zufolge werden meine alten Knochen mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von neunhundert Stundenkilometern durch die Luft befördert, und

der Flieger, der gestern um 19:10 Uhr in Brasilien abgehoben hat, wird heute um 10:50 Uhr in Deutschland landen.

Ich stelle die Beine schräg in den Gang und ziehe die blaue Decke der Fluggesellschaft etwas höher. Dabei streife ich mit dem Ellbogen die Fernbedienung in der Armlehne. Jetzt sind zwei Menschen auf dem Monitor zu sehen, Kinder noch, die sich wild küssen. Ich probiere alle Knöpfe durch und erwische wohl den Aus-Schalter, denn der Bildschirm wird schwarz.

Es ist sehr beengt und mir ist entweder zu warm oder zu kalt. Der freundliche Chefsteward, der mich vor vielen Stunden zu meinem Sitz begleitet und versprochen hat, mir einen besseren Platz zu suchen, ist nicht wiedergekommen. Die Stewardessen mit ihren Wägelchen will ich nicht behelligen.

Es werden winzige Häppchen serviert. Kunstvoll verpackt und völlig geschmacklos. Der Wein ist sauer, doch das ist mir egal. Essen ist in den letzten Jahren zu einer leeren Handlung geworden, es muss nun mal sein, und trinken tue ich am besten auch nicht zu viel, weil ich nur noch selten ordentlich Wasser lassen kann.

Jetzt – während ich durch die Zeit reise – merke ich, dass ich im Laufe der Jahre immer genügsamer geworden bin. Eine leichte Berührung, eine sanfte Brise, ein Plätzchen, wo ich in aller Ruhe meinen Gedanken nachhängen kann, mehr brauche ich nicht. Wenn ich etwas mache, dann oft, um anderen einen Gefallen zu tun. Ein kleiner Spaziergang, eine kurze Unterhaltung. Die anderen wollen alles Mögliche, die anderen machen sich Sorgen. Ich nicht.

Hier, hoch über dem Ozean, den ich vor knapp siebzig Jahren auf der S. S. Serpa Pinto überquert habe, lasse ich meine Gedanken in alle Richtungen schweifen; am liebsten würde ich in tiefen Schlaf fallen. Doch kaum habe ich die Augen geschlos-

sen, da stupst etwas gegen meine Füße, und ich reiße sie wieder auf.

Die junge Frau hinter dem Servierwagen bittet um Entschuldigung. Ich ziehe die Beine ein und lasse sie vorbei. Sie legt mir flüchtig eine Hand auf die Schulter.

»Bleiben Sie in Bewegung, alter Mann.« Vickys Mantra. Das sagte sie oft, am häufigsten jedoch, wenn ich draußen vor dem Haus auf meinem Stuhl saß und ihr eine Besorgung auftrag. Sie weiß sich so elegant die Tasche über die Schulter zu schwingen. Sie hat ein Hohlkreuz und einen runden und festen Hintern. Das ist mir nicht entgangen.

Ich bemerke auch den Busen der Friseurin, die ein Stück weiter auf dem Bürgersteig allen Kindern des Viertels denselben Haarschnitt verpasst. Ich rieche das Eau de Cologne meines Nachbarn. Und immer höre ich den Briefkasten klappern.

Herein kommt so einiges, ich sehe es mir an und denke mir meinen Teil, aber nach draußen geht kaum mehr etwas.

Vielleicht werde ich ja manchmal davon so müde – von den vielen Eindrücken, der Fülle von Möglichkeiten, mit denen ich nichts anfangen kann.

Aufstehen sollte ich oder mich wenigstens vorbeugen, und Vicky einen Klaps auf den Po geben. Natürlich nur zum Spaß.

Mich von ihr auf den Kopf küssen lassen.

Nana, mein Schatz, hätte mir das nicht übel genommen. Das hatte sie nie. Es gefiel ihr sogar, wenn Azulão, ihr blauer Vogel, beim weiblichen Geschlecht gut ankam; je mehr Aufmerksamkeit mir andere Frauen schenkten, desto glücklicher schätzte sie sich, weil sie die einzig Richtige für mich war.

Sie ist einfach umgefallen. Auf der Veranda unseres Hauses in Milho Verde.

Mitten im Satz.

Ich drehte meinen Liebling auf die Seite, wie ich es immer getan hatte, wenn sie sich schlafend stellte und darauf wartete, dass ich mich an sie schmiegte und sie in ihrer gespielten Unschuld nahm. Aber diesmal konnte sie nicht mehr so tun, als würde sie schlafen. Nie mehr würde ich Nana aufwecken. Auf ihrem Gesicht war Blut, sie hatte sich die Nase gebrochen. Das machte mich wütend. Auch das noch. Als ob ein Herzinfarkt nicht schon genug war.

Jedes Detail prägte sich mir ein – die Falten ihres Rocks, wie dunkel und dünn ihr Blut war, der Boden, auf dem sie lag, die losen Dielenbretter und die abgetretenen, die Wildnis, die einmal ein schöner Garten gewesen war – doch der Anfang des Satzes, den sie nicht mehr beendete, ist mir völlig entfallen.

Wenn ich an sie dachte, kreisten alle meine Gedanken schließlich nur noch um diese eine Frage: Was hatte Nana an jenem Morgen im Frühling des Jahres 1991 gesagt? Wahrscheinlich war es einer dieser belanglosen Sätze gewesen, die zu unserem selbstverständlichen Zusammenleben gehörten. Irgendetwas über das Wetter oder über eine Mahlzeit. Etwas, was schön oder angenehm war. Vielleicht ein paar Worte über das Glück. Wie gut wir es miteinander hatten. Sie konnte so ansteckend glücklich sein.

Eines Tages beschloss ich, dass es um Limetten gegangen sein musste, einfach nur, weil ich Unfertiges nicht ausstehen kann. So musste es gewesen sein.

»Azulão, Liebling, wenn du zum Markt gehst« – Nana fällt, beginnt zu sterben –, »dann bring auch ein paar von diesen saftigen Limetten mit« – tot.

Zum Markt von Diamantina, eine Fahrt im alten Chevrolet.

Gurken, Tomaten, Mangos, vielleicht ein paar Kaschuäpfel und dazu noch diese Limetten, mit denen sie, wie ich wusste, einen Baiserkuchen für mich backen würde. Irgend so etwas. Das hätte doch schon gereicht. Das wäre besser gewesen, als sie hinten ins Auto legen zu müssen, ihr Blut tropfen zu hören und nach Serro zu fahren, wo *doutor* Augusto de Farias sagen würde, dass es zu spät sei, dass das Leben von Nana Jacobson-Da Silva nach siebzig schönen Jahren zu Ende gegangen sei. »Herzliches Beileid, Azulão, mein guter Freund, alter Gringo.«

Immerhin durfte ich ihm unsere Geschichte noch einmal erzählen. An diesem Tag stammelnd und stotternd, während Augusto die Sterbeurkunde ausstellte, und ein weiteres Mal im Lauf desselben Monats, als ich mich wieder einigermaßen gefangen hatte und wir beide durch seinen Garten schlenderten. Er hatte die Geschichte von Nana und Azulão schon tausend Mal gehört, aber alte Männer verzeihen einander viel, und sei es nur, weil sie selbst gern immer wieder von der eigenen Vergangenheit erzählen. Deshalb schwieg Augusto liebenswürdig, als ich wieder ganz von vorn begann, als ob wir uns zum ersten Mal begegnet wären.

Nana, sagte ich, habe mich für ein außerirdisches Wesen gehalten, eine Art Monster. Nach über fünfhundert Kilometern war ich mit meiner Indian fast verwachsen. Aus Salvador war ich mit einem einzigen Koffer im Beiwagen aufgebrochen, hatte unterwegs jedoch lauter Krempel aufgeladen, mit dem ich später mein Haus füllen wollte. Sie wohnte kurz vor Tapirama.

»Wusstest du das, Augusto? Dass ich sie dort zum ersten Mal gesehen habe?«

»Nein«, log mein Freund, »das hast du mir noch nie erzählt.«

Ganz unvermittelt war sie aus der Landschaft aufgetaucht. Ich glaube nicht, dass ich den wunderbaren inneren Zusammen-

hang je zuvor so klar erkannt hatte: Alles war eins und Nana aus denselben Elementen beschaffen wie die Pflanzen des Feldes, aus dem sie gerade kam.

»Ja, ja«, sagte Augusto nachsichtig. Bei früheren Gelegenheiten hatte er schon einmal verlauten lassen, ich triebe ihn den Wahnsinn. »Es würde mich nicht wundern, wenn du aus Espírito Santo kämest, Azulão, mit deinen salbungsvollen Reden, und nicht aus deinem platten Land da drüben auf der anderen Seite des Ozeans.« Diesmal allerdings durfte ich meine zerknitterten Erinnerungen ungehindert weiter glatt streichen.

Ich erzählte ihm, dass ich sofort aufs Bremspedal gestiegen sei, weil ich nicht an der Frau meines Lebens vorbeifahren wollen, doch in Wirklichkeit hatte ich einfach Angst, diese Verrückte würde mir vors Motorrad laufen.

»Eine schöne Bäuerin«, sagte Augusto lachend.

»Weil sie aus dem Feld kam. Wie dumm von mir. Du hättest sicher sofort durchschaut, dass sie am Straßenrand Erfrischungen und Snacks verkaufte und nur für einen Augenblick weggegangen war, um ...«

»Erspar mir die Details!«

Als die Indian zum Stehen gekommen war und der Staub sich gelegt hatte, kam sie zu mir und fragte mich, so glaube ich jedenfalls, wohin ich mit all dem Krempel wolle. Um ihr klarzumachen, dass ich ihre Sprache nicht verstand, zeigte ich auf meinen Mund. Sie bedeutete mir mitzukommen, und ich begriff, dass sie mir etwas anbieten wollte.

Ich könnte dir die Stelle zeigen, Augusto, neben ihrem Stand. Da saßen wir, dicht nebeneinander, obwohl es warm war und der Baumstamm, der als Sitzgelegenheit diente, einem Dutzend Menschen Platz geboten hätte. Sie trug ein Kleid mit großen Blumen – »Sonnenblumen, Azulão«, ach ja, entschuldige, Nana –

und einen Strohhut. Die Zweige über uns, die sich wie eine Laube über uns wölbten, habe ich im Laufe der Zeit dazuerfunden. Den Drang, sie zu küssen, verspürte ich sofort, ihre Zustimmung bekam ich erst ein paar Tage später, als ich nach zweihundert Kilometern beschlossen hatte, kehrtzumachen und zurückzufahren, weil ich sie noch ein Mal sehen wollte.

»Ich musste es tun. Wie kann das sein, Augusto?«

»Das kann einfach sein. Frag nicht nach dem Warum.«

Als Nana begriff, dass ich nach Brasilien gekommen war, um Diamanten zu suchen, wick sie meinem Mund spielerisch aus und gab mir zu verstehen, dass sie, wenn sie *das* gewusst hätte, lieber in dem Feld geblieben wäre, bis ich mit meinem Krempel für immer verschwunden wäre.

An diese Äußerung sollte ich sie später noch oft erinnern, als wir unser Haus in Milho Verde gebaut und Personal eingestellt hatten: eine Köchin, einen Gärtner und ein Faktotum.

»Im Grunde genommen weiß man nie, worauf man sich einlässt«, sagte Augusto.

Ich gab ihm recht. »Und die falschen Entscheidungen fegen wir später vom Tisch. Als hätten wir sie nie getroffen.«

Augenblicklich bedauerte ich meine Worte, weil Augusto sie für eine Anspielung auf die Affären mit seinen Patientinnen halten könnte. In Wirklichkeit jedoch hatte ich an meine eigenen Lügen und Unzulänglichkeiten gedacht und verspürte zum ersten Mal in all den Jahren das Bedürfnis, sie zu beichten.

»Sieh uns nur an, Azulão«, antwortete mein Freund, »zwei kinderlose Witwer.«

Zum Glück nannte er uns nicht »unfruchtbar«. Keine »unfruchtbaren alten Knacker« an diesem Tag. Selbst auf Portugiesisch klang das furchtbar trocken, und dabei war das Leben, das ich mit Nana geführt hatte, rauschend und fröhlich gewesen.

Das war die einzige Diagnose, die unser Hausarzt mir in all den Jahren stellte; mir fehlte nie etwas, nie musste ich ihn aufsuchen, weil ich krank gewesen wäre.

Es fiel mir schwer, aus dem Mund eines anderen Mannes zu hören, dass ich keine Kinder zeugen konnte – und das, obwohl der Überbringer der Nachricht vom selben Übel betroffen war. Augusto war der Meinung, dass *a infertilidade*, bei ihm jedenfalls, luststeigernd wirke.

»Mein Körper scheint nicht zu begreifen, dass diese ganzen Pumpbewegungen zu keinem Ergebnis führen, und er versucht es wieder und wieder. Erst bei einer Frau, dann bei möglichst vielen anderen.«

Seine Seitensprünge waren für ein paar schöne Geschichten gut gewesen, doch als ihm klar wurde, dass auf diesem Gebiet nichts von mir zu erwarten war, behielt er seine Abenteuer für sich.

»Ach ja«, sagte Augusto schließlich mit einem gespielten Seufzer, »c'est la vie!«

Wir hatten das hintere Ende des Gartens erreicht. Die Sonne stand tief, am Himmel hingen ein paar längliche orangefarbene Wolken. Ich drehte mich zum Haus meines Arztes um, wo seine Haushälterin, wenn meine Nase mich nicht trog, uns ein paar kleine Fische briet. Es hatte sich sogar bis zu ihr herumgesprochen, dass ich mich nach all den Jahren immer noch nicht an das üppige brasilianische Mittagessen gewöhnt hatte und lieber abends eine warme Mahlzeit aß.

Augusto fragte: »Wie lange wart ihr zusammen, Azulão?«

Ich kniff ein Auge zu und legte die Hand ans Kinn, als wüsste ich nicht genau, dass ich ein knappes halbes Jahrhundert mit Nana verbracht hatte. Und als ich es ihm sagte, nickte Augusto bewundernd, als wäre ihm das ganz neu.

Spätabends verabschiedeten wir uns voneinander. Wir hatten beide ein paar Flaschen Bier getrunken. Augustos Augen glänzten.

»Schön war's, alter Freund. Ich meine ...«

Ich wusste, was er mir erklären wollte, und unterbrach ihn mit einem Ausdruck, den ich vor langer Zeit von ihm gelernt hatte:

»*Nota Dez.*«

»Seltsam, diesem Abend die Bestnote zu geben, aber ...«

»Ach was, ich verstehe schon, *doutor.*«

Er begleitete mich zum Auto. Der Himmel war mit Sternen übersät. Wie immer zeigte ich meinem Freund das Kreuz des Südens. Gut möglich, dass ich ihm auch den ganzen Vortrag über das Sternbild und den Kohlensack gehalten habe – sieh mal, da, die dunkle Wasserstoffwolke –, aber falls ich das getan habe, dann hat er mir diese Unart ebenfalls ausnahmsweise durchgehen lassen.

»Nana hat es geahnt, Augusto. Vor ein paar Monaten hat sie mir aus heiterem Himmel erzählt, dass sie den Tod als Übergang von einem Haus zum nächsten betrachte. Wären wir vernünftig, sagte sie, würden wir dafür sorgen, dass das neue Haus schöner sei als das alte.«

»Aber sie hätte ruhig ein bisschen länger dableiben können.«

»Das stimmt.«

Wir umarmten einander. Dann stieg ich ein und fuhr davon.

Augusto winkte mir mit beiden Armen hinterher. Das tat er immer, wenn ich wieder wegfuhr, aber diesmal waren seine Gesten ausladender, als ginge ich auf eine lange Reise, und in gewisser Weise stimmte das auch.

Ich kurbelte das Fenster herunter. Die Straße von Serro nach Milho Verde, über die ich Tausende Male hin- und wieder zurückgeholpert war, rollte sich wie ein roter Teppich vor mir aus.

Sanft schaukelnd und auf eine wundersame Weise zufrieden fuhr ich nach Hause.

Etliche Jahre wohnte ich allein in Milho Verde. Naki und Serafim hatte ich bereits einige Monate vor Nanas Tod entlassen müssen. Isabella ging ein paar Monate nach Nanas Beerdigung, nachdem ich behauptet hatte, dass ich ganz gut allein zurechtkäme, und sie vorgab, mir zu glauben. Sie zeigte mir, wo die Töpfe und Pfannen standen, als wäre ich zu Gast in meiner eigenen Küche. Am Tag ihrer Abreise bereitete sie die dreifache Menge des Fischgerichtes zu, mit dem sie vierzig Jahre zuvor mein Herz erobert hatte.

»Bei uns in Vitória«, hatte sie damals gesagt, »ist es wichtiger, eine gute *moqueca* kochen zu können, als seinem Ehemann treu zu sein.«

Isabella hatte geweint, als sie den riesigen Schmortopf auf den Tisch gestellt hatte, und sich dann rasch in die Küche zurückgezogen. »Bestimmt Heimweh«, hatte ich gesagt. Nana hatte bloß den Kopf geschüttelt. »Du verstehst wirklich nichts von Frauen, Azulão.«

An diesem Morgen weinte Isabella zum zweiten Mal in meinem Beisein. Sie zählte die Zutaten ihrer Spezialität auf, als wären es die Namen verstorbener Freunde, und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Denken Sie daran«, sagte sie, »nur Olivenöl verwenden, kein Palmöl!«

»Geh nur, Isabella. Zurück an die Küste, zu deiner Familie.« Was faselte ich da? Die arme Frau! »Und vielen Dank für alles.«

Ich half ihr mit dem Gepäck. Sie fuhr mit dem Taxi nach Diamantina. Von dort würde sie mit dem Bus in den Ort zurückkehren, wo sie rund siebzig Jahre zuvor geboren worden war.

Sie verstummte, als der Wagen kam, und stieg ein, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Das Taxi fuhr los, hielt jedoch hun-

dert Meter weiter schon wieder an. Isabella stieß die Tür auf und rief: »Ohne Kokosmilch!«

Ich bereitete kein einziges ihrer Gerichte zu und vermochte es auch nicht, dem Verfall unseres Hauses Einhalt zu gebieten. Hie und da jätete ich im Garten Unkraut, ich machte die Dachrinne sauber und scheuerte ab und zu die Veranda. Wenn mir die Ausgaben für den Unterhalt, für Reparaturen in den Sinn kamen, fuhr ich zu den Flüssen, wo ich vor langer Zeit mit Naki mein Glück gemacht hatte, aber ohne Ortskundigen – und ohne ernsthafte Motivation – hatte ich keine Chance. Es war, als würde die Landschaft sich fragen, was ich da eigentlich wolle.

Zu meinem eigenen Besten warf ich ein paar Anker aus: Ich sorgte dafür, nicht zu lange im Bett zu bleiben, ließ das Zähneputzen nie ausfallen und trank jede Woche einen Kaffee in einer Bar oder bei einem meiner Nachbarn.

Augusto besuchte ich einmal im Monat. Weniger oft als früher, aber oft genug, um mich nicht einsam zu fühlen.

»Was würde ich bloß ohne dich anfangen?«

Es sollte nicht lange dauern, bis ich die Antwort auf diese Frage finden musste: Eines Nachmittags im Sommer 1996 stand ich vor der verschlossenen Tür von Augustos Haus. Ein Nachbar sagte, der Doktor sei am Tag zuvor gestorben, und klopfte sich dabei seitlich an den Schädel.

Ich zeigte auf den Garten. »Da?«

»Ja. Wie ein altes Weib im Blumenbeet zusammengebrochen.«

Nach dem Tod von Augusto de Farias setzte ich dem Verfall meines Lebens in Milho Verde keinen Widerstand mehr entgegen. Das Haus durfte verkommen, zusammen mit mir. Als der Chevy seinen Geist aufgab, sah ich tatenlos zu, wie der Wagen langsam von Rost zerfressen wurde und eine grüne Schlange, die sich ei-